Das Normale ist das Wunder

Autor(en): **Pulver, Elsbeth**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahresbericht / Schweizerische Landesbibliothek**

Band (Jahr): **82 (1995)**

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-362074

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Elsbeth Pulver, Literaturkritikerin

Das Normale ist das Wunder

Ohne die Landesbibliothek, die real existierende, ohne die Sicherheit, irgendwo, eben an der Hallwylstrasse, zuverlässig und ohne Rücksicht auf gerade wechselnde Trends, alle Helvetica und insbesondere alle Werke von Schweizer Autorinnen und Autoren zu finden, kann ich mir meine berufliche Arbeit schlechterdings nicht denken. Das ist ein Faktum, keine Behauptung. Die Landesbibliothek gehört seit Jahrzehnten für mich zum Gegebenen, das man, da selbstverständlich, nicht weiter reflektiert.

Das erklärt allerdings keineswegs, warum ich mich eines Nachts, in einem überraschend plastischen Traumfragment, in ihren Räumen befand, und zwar im mir vertrautesten Raum, dem Katalogsaal. Dieser befand sich, anders als in der Wirklichkeit, in einem grossen Kellergewölbe, und neben mir waren nur zwei andere Benützer da, und niemand, das fiel mir auf, der sonst Aufsicht führenden, vielmehr Hilfe leistenden Geister. Die beiden, das entnahm ich ihrem Gespräch, waren Professoren, Forscher auf dem Gebiet der Mundartphonetik (was immer das sein soll), und sie beklagten sich lautstark darüber, dass man ihnen zumute (auch ihnen!), eigenhändig die gewünschten Bücher herauszusuchen und Ausleihzettel auszufüllen; auch Erfrischungen bekomme man hier nicht angeboten! Ich ärgerte mich im Traum über so viel professorale Arroganz, und als ob die Verteidigung der Bibliothek meine Sache wäre, ging ich zu den beiden und sagte: «Meine Herren, hier gibt es keine Privilegien. Das ist die Bibliothek eines demokratischen Staates.» Oder wollte ich es nur sagen und beschützte das Erwachen mich vor meinem eigenen Mut – und zugleich vor oberlehrerhaftem Gebaren? Ich weiss es nicht mehr.

Im Erwachen war ich zufrieden, geradezu glücklich, dass das Wort «Demokratie», dessen phrasenhaften Gebrauch ich verabscheue, doch so solid in meinem Unterbewussten verankert ist. Überhaupt beschäftigte das Traumfragment mich nachhaltig – und war schliesslich aus dem Text, den ich hier vorlege, nicht mehr herauszulösen. Was die beiden managerhaft unsympathischen Professoren da beanspruchten – ja, das möchten wir alle uns eigentlich gern gefallen lassen: die Bibliothek als ein perfektes Dienstleistungsunternehmen, in dem der Benutzer König ist, umgeben von hilfreichen Geistern wie früher die Professoren von mappentragenden Assistenten. Ist es vielleicht gar Zukunftsmusik? Wird uns die virtuelle Bibliothek bringen, was sich die Traumfiguren vorstellten, und zwar für alle? Ein Tastendruck, das entsprechende Know how, der richtige Code – und der gewünschte Buchtitel ist da. Die Ausleihe ein riesiges Internet-Cafe (vor dem ich mich, offen gestanden, fürchte)?

Über die Bibliothek der Zukunft kann ich nichts sagen, höchstens nachsagen. Ja, es wird mir je länger desto zweifelhafter, ob ich die richtige Person bin, hier der alten, eben der real existierenden ein paar Gedanken zu widmen. Denn: nie hätte ich selber Bibliothekarin werden wollen oder können. Das stand schon während des Studiums fest, als man im Zeichen des Stellenmangels nach jedem Strohhalm griff. Dazu fehlte und fehlt mir vieles, schon nur der rechte Sinn für eine konsequente, im Detail ausgeführte Ordnung, die ich doch bewundere. Leute wie ich gehören nicht in eine Bibliothek. Aber umgekehrt sind gerade sie mehr als andere auf sie angewiesen, auf den festen Rahmen einer zuverlässigen Ordnung, und sie sind vielleicht auch prädestiniert, das scheinbar Selbstverständliche zu schätzen. «Das Normale ist das Wunder», lese ich im Tagebuch von Kurt Guggenheim. Wie wahr ist dieser Satz! Doch liegt es in der Natur der Dinge und des Menschen, dass uns das Wunder der Normalität erst dann auffällt, wenn die Abläufe gestört werden, das Selbstverständliche wegfällt. Dass ein dringend benötigtes Buch nicht sofort verfügbar ist, schon das

kann für eine Benutzerin wie mich eine mittlere Katastrophe bedeuten; der Stempel «Ausgeliehen» bringt die ohnehin fragilen Kartenhäuser von Arbeitsplänen augenblicklich zum Einsturz. Und die neue Regelung, dass vor 1951 erschienene Bücher nur mehr im Lesesaal benützt werden können, sie war – nicht nur für mich – ein Schock, von dem man sich noch nicht ganz erholt hat.

Aber nur ein einzigesmal habe ich erlebt, dass ein Buch unwiederbringlich verloren ist. Der Benützer habe es «ab dem Töffli» verloren» – stand auf dem Ausleihzettel des Fehlbaren, den mir die Bibliothekarin bedauernd entgegenhielt. Auf dem Heimweg dann ging es mir auf, dass Wunder der Normalität! Wenn man bedenkt, wie viele Möglichkeiten es gibt, ein Buch zu verlieren oder zu «verlegen» – «ab dem Töffli» oder in der Eisenbahn, unter Aktenstössen und Manuskripten (und so fort; der Phantasie seien keine Grenzen gesetzt!) – dann kann man nur andächtig staunen, wie selten das geschieht und dass die Helvetica trotz allem über ein ganzes Jahrhundert zuverlässig zusammengeblieben sind.

Und das ist gerade heute sehr wohl der Rede wert! In einer Zeit, in der Bücher in gigantischen Mengen produziert und wieder verramscht werden, in der die von unseren Vorfahren liebevoll aufgebauten Privatbibliotheken zu antiquarischer Wertlosigkeit zusammenfallen und meist ohne viel Federlesens beim Altpapier landen – in diesem grossen Kehraus des Buches hat die Anstrengung, die Buchproduktion eines Landes in ihrer Ganzheit zu bewahren, etwas Bewegendes, sie gewinnt eine symbolische Bedeutung.

Eine zuverlässig funktionierende Bibliothek also, überaus schätzenswert. Aber wo ist das Exzeptionelle, wo bleiben die Glanzlichter des Besonderen? Sie fehlen durchaus nicht, leuchten aber eher im innersten Kreis der Institution. Gelegentlich werden sie auch Aussenstehenden sichtbar. Einmal brauchte ich für einen Aufsatz dringend – lieber gestern als heute – eine bibliographische Angabe. Ich hatte die Lücke zu spät, gerade vor Redaktionsschluss, entdeckt, vielmehr, da die Sache schwierig schien, verdrängt. Die Not des Termins trieb mich geradewegs in die Höhle des Löwen, das heisst zum Vizedirektor der Bibliothek. Nein, sagte er, er kenne fraglichen, undatierten Artikel nicht, nein, er wisse nicht, wo er erschienen sei. Sagte er. Aber noch während er seine Unwissenheit beteuerte, schlug, ich spürte es, die bibliothekarische Wünschelrute aus. Und vielleicht dauerte es nur drei, vielleicht zehn Minuten, und die Angabe lag auf meinem Tisch. Der Kenner hatte am Schriftbild den Fundort, eine, weiss Gott, abgelegene Zeitschrift, gewittert, erinnert, vermutet – identifiziert. Oder die Oberflächenstruktur des Papiers in den Fingerspitzen gefühlt.

Das ist die hohe Schule des Bibliothekswesens, die über das hinausgeht, was man als Know how, Professionalität, Wissen bezeichnet. Es wird, kein Zweifel, Vergleichbares, Exzeptionelles, auch in der Bibliothek der Zukunft geben; Akrobaten im Internet werden uns eine neue Art Staunen lehren. Das meine gilt noch einmal, dankbar, der alten Bibliothek.